



EMMA
CLINE
The Girls

Roman
Hanser

Stirn.

Es hatten viele spätabendliche Planungssitzungen zwischen meiner Mutter und Sal stattgefunden, der Frau, die sie in der Gruppe kennengelernt hatte. Sal stand meiner Mutter unbegrenzt zur Verfügung und kam, nach Drama lechzend, zu den merkwürdigsten Zeiten zu uns. Trug Tuniken mit Mandarinkragen, ihr graues Haar so kurz geschnitten, dass man ihre Ohren sah, was sie wie einen älteren Jungen aussehen ließ. Meine Mutter sprach mit Sal über Bürstenmassage, über die Bewegung von Energien rings um Meridianpunkte. Über die Tabellen.

»Ich will mir einfach Zeit damit lassen«, sagte meine Mutter, »mich selbst wiederzufinden. Die verlangen so viel von einem, findest du nicht?«

Sal verlagerte ihr schweres Hinterteil und nickte. Pflichtbewusst wie ein aufgezäumtes Pony.

Meine Mutter und Sal tranken ihren holzigen Tee aus Schalen, eine neue Affektiertheit, die meine Mutter sich angeeignet hatte. »Das ist europäisch«, hatte sie sich verteidigt, dabei hatte ich gar nichts gesagt. Als ich durch die Küche ging, verstummten die beiden, aber meine Mutter legte den Kopf schräg. »Meine Kleine«, sagte sie und winkte mich näher. Sie kniff die Augen zusammen. »Teile deinen Pony von links. Das steht dir besser.«

Ich hatte mein Haar so gelegt, um den Pickel zu verdecken, der vom Herumdrücken entzündet war. Ich hatte ihn mit Vitamin-E-Öl bestrichen, konnte aber nicht aufhören, daran herumzumachen, und drückte Fitzel von Toilettenpapier darauf, um das Blut aufzusaugen.

Sal pflichtete bei. »Runde Gesichtsform«, sagte sie voller Autorität. »Vielleicht ist ein Pony überhaupt keine gute Idee für sie.«

Ich stellte mir vor, wie es sich anfühlen würde, Sal mitsamt ihrem Stuhl umzukippen, wie ihre Körpermasse sie geradewegs zu Boden werfen würde. Der Rindentee sich auf das Linoleum ergießen würde.

Sie verloren rasch das Interesse an mir. Wie der fassungslose Überlebende eines Autounfalls ließ meine Mutter abermals ihre vertraute Geschichte aufleben. Rollte die Schultern, wie um sich noch tiefer in ihrem Elend einzurichten.

»Und das Tollste daran«, fuhr meine Mutter fort, »was mich wirklich auf die Palme bringt?« Sie lächelte ihre eigenen Hände an. »Carl macht richtig Geld«, sagte sie. »Mit dieser Währungsmasche.« Sie lachte erneut. »Endlich. Es hat tatsächlich geklappt. Aber ihr Gehalt ist von

meinem Geld bezahlt worden«, sagte sie. »Vom Filmgeld meiner Mutter. Ausgegeben für dieses Mädchen.«

Meine Mutter sprach von Tamar, der Assistentin, die mein Vater für seine jüngsten Geschäfte eingestellt hatte. Es hatte irgendwas mit Währungsumtausch zu tun. Damit, ausländisches Geld zu kaufen und es hin und her zu tauschen, es so oft zu wechseln, dass einem, wie mein Vater beharrlich behauptete, zwangsläufig ein Reingewinn blieb, ein Taschenspielertrick in großem Maßstab. Dafür waren die französischen Sprachlernkassetten in seinem Wagen gewesen: Er hatte versucht, einen Handel mit Francs und Lire voranzutreiben.

Jetzt lebte er mit Tamar in Palo Alto zusammen. Ich war ihr nur ein paar Mal begegnet: Einmal hatte sie mich, noch vor der Scheidung, von der Schule abgeholt. Von ihrem Plymouth Fury aus träge gewinkt. Mitte zwanzig, schlank und fröhlich, spielte Tamar ständig auf irgendwelche Wochenendpläne an, ihren Wunsch nach einer größeren Wohnung, und ihr Leben war auf eine Weise strukturiert, die ich mir nicht vorstellen konnte. Ihre Haare waren so blond, dass sie fast grau waren, und sie trug sie lose fallend, im Gegensatz zu den sanften Locken meiner Mutter. In diesem Alter betrachtete ich Frauen mit brutalem und emotionslos urteilendem Blick. Schätzte die Neigung ihrer Brüste ab, stellte mir vor, wie sie in verschiedenen ungünstigen Haltungen aussehen würden, schaute gierig über ihre nackten Schultern. Tamar war sehr hübsch. Sie steckte sich die Haare mit einem Plastikamm auf, ließ ihren Hals knacken und lächelte mich während der Fahrt an.

»Willst du Kaugummi?«

Ich wickelte zwei trübe Streifen aus der silbernen Verpackung. Spürte etwas an Liebe Grenzendes neben Tamar, mit auf dem Vinylsitz klebenden Oberschenkeln. Mädchen sind die Einzigen, die einander wirklich Aufmerksamkeit schenken können, die Art, die wir mit dem Geliebtwerden gleichsetzen. Sie registrieren, was wir registriert haben wollen. Und genau das tat ich für Tamar - ich sprach auf ihre Symbole an, den Stil ihrer Frisur und ihrer Kleider und auf den Duft ihres *L'Air-du-Temps*-Parfüms, als wären das Fakten, auf die es ankäme, Zeichen, die etwas von ihrem inneren Selbst widerspiegelten. Ich nahm ihre Schönheit persönlich.

Als wir mit auf dem Kies knirschenden Reifen zu Hause ankamen, bat

sie darum, auf die Toilette gehen zu dürfen.

»Natürlich«, sagte ich, auf unbestimmte Weise begeistert darüber, sie bei mir zu Hause zu haben, wie eine Würdenträgerin, die zu Besuch kommt. Ich zeigte ihr das hübsche Badezimmer neben dem Zimmer meiner Eltern. Tamar warf einen kurzen Blick auf das Bett und rümpfte die Nase. »Hässliches Deckbett«, murmelte sie vor sich hin.

Bis dahin war es einfach das Deckbett meiner Eltern gewesen, doch mit einem Mal schämte ich mich stellvertretend für meine Mutter, für das geschmacklose Deckbett, das sie sich ausgesucht und über das sie sich dämlicherweise auch noch gefreut hatte.

Ich saß am Esstisch und lauschte dem gedämpften Pinkelgeräusch von Tamar, dem aufgedrehten Wasserhahn. Sie blieb lange im Bad. Als sie schließlich erschien, war etwas anders. Ich brauchte einen Augenblick, bis ich begriff, dass sie den Lippenstift meiner Mutter trug, und als sie merkte, dass ich es merkte, war es, als hätte ich einen Film unterbrochen, den sie gerade schaute. Ihr Gesicht verzückt vom Vorgefühl eines anderen Lebens.

Meine Lieblingsfantasie war die Schlafkur, von der ich in *Das Tal der Puppen* gelesen hatte. Der Arzt führt einen langfristigen Schlaf in einem Krankenhauszimmer herbei, die einzige Lösung für die arme, schrille Nelly, die vom Demerol ganz wirr geworden ist. Es klang perfekt - mein Körper von friedlichen, verlässlichen Maschinen am Leben gehalten, mein Gehirn im wässrigen Raum ruhend, so sorglos wie ein Goldfisch im Glas. Ich würde erst Wochen später aufwachen. Und obwohl sich das Leben wieder an seinen enttäuschenden Platz schieben würde, gäbe es trotzdem diese frisch gestärkte Zeitspanne von Nichts.

Das Internat war als Korrektiv gedacht, als Anstoß, den ich brauchte. Auch in ihren getrennten, sie jeweils ganz und gar in Anspruch nehmenden Welten waren meine Eltern enttäuscht von mir, bekümmert über meine mittelmäßigen Noten. Ich war ein durchschnittliches Mädchen, und das war die allergrößte Enttäuschung - auf mir lag keinerlei Schimmer von Größe. Ich war nicht hübsch genug für die Noten, die ich bekam, die Waagschale neigte sich nicht kräftig genug in Richtung Aussehen oder Klugheit. Manchmal überkam mich der fromme Drang, mich zu bessern, mir mehr Mühe zu geben, aber natürlich änderte sich nichts. Andere, mysteriöse Kräfte schienen im

Spiel zu sein. Das Fenster neben meinem Pult stand offen, sodass ich den Matheunterricht damit vergeudete, das Zittern des Laubs zu betrachten. Mein Füller leckte, sodass ich nicht mitschreiben konnte. Die Dinge, in denen ich gut war, waren nicht wirklich für etwas zu gebrauchen: Umschläge in Bubble-Schrift zu adressieren, mit lächelnden Geschöpfen auf der Klappe. Schlammigen Kaffee zu kochen, den ich mit feierlicher Affektiertheit trank. Einen bestimmten gewünschten Song im Radio zu finden wie ein Medium, das nach Nachrichten von den Toten sucht.

Meine Mutter sagte, ich sähe aus wie meine Großmutter, aber das kam mir verdächtig vor, wie eine von Wunschdenken geprägte Lüge, die falsche Hoffnungen wecken sollte. Ich kannte die Geschichte meiner Großmutter, die mechanisch wie ein Gebet wiederholt wurde. Harriet, die Tochter des Dattelfarmers, aus dem sonnenverbrannten Nichts von Indio gepflückt und nach Los Angeles verpflanzt. Ihr weiches Kinn und ihre feuchten Augen. Kleine Zähne, gerade und leicht spitz, wie eine seltsame, schöne Katze. Vom Studiosystem verhätschelt, mit Schlagsahne und Eiern oder gegrillter Leber und fünf Möhren gefüttert, die gleiche Mahlzeit, die meine Großmutter während meiner Kindheit jeden Abend zu sich nahm. Die Familie, die sich auf der weitläufigen Ranch in Petaluma verkroch, nachdem Großmutter sich zur Ruhe gesetzt hatte, um aus Luther-Burbank-Ablegern Rosen für Ausstellungen zu züchten und Pferde zu halten.

Als meine Großmutter starb, glichen wir in jenen Hügeln einem eigenen Land, das von ihrem Geld lebte, obwohl ich in die Stadt radeln konnte. Die Entfernung war mehr psychologischer Art – als Erwachsene wunderte ich mich über unsere Abschottung. Meine Mutter schlich auf Zehenspitzen um meinen Vater, genau wie ich – seine Seitenblicke auf uns, seine Aufforderungen, mehr Protein zu essen, Dickens zu lesen oder tiefer zu atmen. Er aß rohe Eier und gesalzene Steaks und hatte ständig einen Teller Tatar im Kühlschrank, von dem er sich fünf, sechs Mal am Tag einen Löffelvoll nahm. »Dein äußerer Körper spiegelt dein inneres Selbst wider«, sagte er und machte seine Leibesübungen auf einer japanischen Matte am Pool, fünfzig Liegestütze, während ich auf seinem Rücken saß. Es war eine Form von Magie, so in die Luft gehoben zu werden, im Schneidersitz. Der Glatthafer, der Geruch der sich abkühlenden Erde.

Wenn ein Kojote von den Hügeln herunterkam und mit dem Hund kämpfte – das kurze, hässliche Zischen, das mich faszinierte –, erschoss

mein Vater den Kojoten. Alles schien so einfach zu sein. Die Pferde, die ich aus einem Malbuch abzeichnete und deren Graphitmähne ich dunkel schraffierte. Wie ich das Bild eines Rotluchses skizzierte, der eine Wühlmaus im Maul davonträgt, der scharfe Zahn der Natur. Später erkannte ich, dass die Angst die ganze Zeit dagewesen war. Die Aufregung, die ich verspürte, wenn unsere Mutter mich mit dem Kindermädchen allein ließ, Carson, die klamm roch und im falschen Sessel saß. Dass man mir ständig erzählte, wie prächtig ich mich doch amüsiere, und es keine Möglichkeit gab zu erklären, dass das nicht stimmte. Und selbst Momenten des Glücks folgte jedes Mal irgendeine Enttäuschung – das Lachen meines Vaters, dann die Hektik, um mit ihm Schritt zu halten, während er mir weit vorausging. Die Hand meiner Mutter auf meiner fieberheißen Stirn, dann das verzweifelte Alleinsein in meinem Krankenzimmer, meine Mutter irgendwo im Haus verschwunden, wo sie mit einer Stimme, die ich nicht kannte, mit jemandem telefonierte. Ein Tablett mit Ritz-Crackern und kalt gewordener Nudelsuppe mit Huhn, bleichem Fleisch, das aus gestocktem Fett hervorstand. Eine sternenklaare Leere, die mir schon als Kind wie etwas Todesähnliches vorkam.

Ich fragte mich nicht, wie meine Mutter ihre Tage verbrachte. Wie sie in der leeren Küche gegessen haben muss, wo der Tisch nach der häuslichen Fäule des Spülschwamms roch, und darauf wartete, dass ich von der Schule hereinpolterte, dass mein Vater nach Hause kam.

Mein Vater, der sie mit einer Förmlichkeit küsste, die uns allen peinlich war, der Bierflaschen als Wespenfallen auf die Treppe stellte und sich jeden Morgen gegen die nackte Brust schlug, damit seine Lunge kräftig blieb. Er hielt eisern an der rohen Realität seines Körpers fest, den oberhalb der Schuhe sichtbaren Grobrippsocken, fleckig von den Zedernduftsäckchen in seiner Schublade. Wie er sich einen Jux daraus machte, sein Spiegelbild in der Motorhaube des Wagens zu prüfen. Ich versuchte, Dinge anzusammeln, die ich ihm erzählen könnte, durchkämmte meine Tage nach etwas, was einen Schimmer von Interesse hervorrufen könnte. Erst als Erwachsener kam mir der Gedanke, dass es seltsam war, so viel über ihn zu wissen, während er nichts über mich zu wissen schien. Zu wissen, dass er Leonardo da Vinci liebte, weil dieser die Solarenergie erfunden hatte und arm geboren war. Dass er jede Automarke bloß anhand des Motorengeräuschs bestimmen konnte und der Meinung war, jeder solle die Namen der Bäume kennen. Es gefiel ihm, wenn ich ihm darin